

BRENDA VANTREASE
Die Schriftenhändlerin

Autorin

Brenda Vantrease promovierte an der Middle Tennessee State University in englischer Literatur. Sie arbeitete viele Jahre als Englischlehrerin und Bibliothekarin, doch ihre wahre Leidenschaft galt schon immer der englischen Geschichte und Literatur. Brenda Vantrease lebt in Nashville, Tennessee.

Besuchen Sie uns auch auf
www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Brenda Vantrease

Die Schriftenhändlerin

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gloria Ernst

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»The Mercy Seller«
bei St. Martin's Press, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe 2019

bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2007

by Brenda Rickman Vantrease

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007

by Limes Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Hannover.

Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de

Redaktion: Ilse Wagner

JB · Herstellung: wag

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0754-2

www.blanvalet.de

Für Don

PROLOG



PRAG, BÖHMEN

1410

Ian Hus stand an einem offenen Fenster hoch oben im linken Turm der Teyn-Kirche, um sich von dort aus die Verbrennung anzusehen. Diese Kirche gab ihm Mut. Es war eine Hussitenkirche, eine böhmische Kirche, die nicht mit Geld aus Rom erbaut, sondern vom böhmischen Volk errichtet worden war. Aber selbst hier, an diesem geheiligten Ort, spürte er ein un gutes Gefühl in seinem Magen, als er die Szene beobachtete, die sich unter ihm auf dem Marktplatz abspielte. Diese öffentliche Verbrennung war nichts anderes als Erzbischof Zybneks Kriegserklärung.

Heute waren es nur die Bücher, nur heilige Worte, die man den Flammen übergab, und nicht die Menschen, die sie kopiert hatten. Was hier brannte, war kein Fleisch. Aber dies sollte nur das Vorspiel zu einem weit größeren Drama sein.

Hus war sich dessen so sicher, wie er wusste, dass die Kirche, die ihn exkommuniziert hatte, durch und durch verdorben war. Sie hatte, so wie ein Fisch, vom Kopf her zu stinken begonnen. Das Papsttum predigte Lügen und ging mit falscher Erlösung hausie-

ren, nur um seine Machtgelüste zu finanzieren. John Wycliffe war der Erste gewesen, der auf die Missstände im Klerus hingewiesen hatte. Er war es auch gewesen, der als Erster die Bibel in die Sprache des Volkes übersetzt hatte, damit die Menschen erfahren, dass die »Wahrheiten«, die die Mönche ihnen predigten, nichts als Lügen waren, Lügen, die nur ihnen selbst nutzten und nicht zu Christus führten, so wie sie behaupteten. Jan Hus war entschlossen, die Bewegung, die Wycliffe in England ins Leben gerufen hatte, in Böhmen weiterzuführen.

Warum aber stand er dann nicht unten auf dem Marktplatz, um der Verbrennung der Bücher Einhalt zu gebieten? Er, der es wagte, sich der Heiligen Mutter Kirche zu widersetzen und den Gläubigen bei der Feier der heiligen Messe nicht nur Brot, sondern auch Wein reichte? Er, der jeden Sonntag von seiner Kanzel in der Bethlehem-Kapelle herab flammende Reden gegen die falschen Lehren gelehrter Mönche und römischer Prälaten hielt? War er zu feige, um eine Brigade von »ketzerischen« Lollarden um sich zu versammeln und ein wenig Wasser in die Flammen des Erzbischofs zu gießen?

Sie werden dich noch früh genug kriegen, Hus, argumentierte die Vernunft. Sei also nicht zu stürmisch. Das dort unten ist nur Papier, nur Tinte und Pergament. Bücher kann man ersetzen, nicht aber die Hände, die sie kopiert haben. Und je mehr Bücher der Erzbischof verbrennen lässt, desto mehr werden diese Hände kopieren, so lange, bis auch in der bescheidensten Hütte des Heiligen Römischen Reiches ein Evangelium in der Landessprache zu finden ist.

Trotz alledem sah er sich jetzt selbst auf diesem Scheiterhaufen stehen, als er in die Dämmerung über Prag hinausblickte. Er begann zu schwitzen, denn er hatte das Gefühl, als stünde er inmitten der brennenden Reisigbündel und als würden die Flammen bereits mit gierigen Zungen am Saum seines Pfarrermantels lecken. Er konnte den Gestank seiner versengten Haare riechen, spürte die Brandblasen auf seiner Haut. Die Galle stieg ihm im Hals hoch. Er schloss das Fenster und wandte das Gesicht ab, um

der imaginären Hitze zu entgehen, die die Luft versengte und auf seinem Gesicht, in seinen Augen, in seiner Kehle und tief in seiner Brust brannte.

Herr, gib mir Mut für diesen Tag.

Er betete sein Gethsemane-Gebet auf Böhmisches, nicht auf Latein, und hegte dabei die Hoffnung, dass der Kelch zumindest an diesem Tag noch einmal an ihm vorübergehen würde. Schließlich gab es für ihn noch so viel zu tun.

Wie schlau der Erzbischof diese Stelle in der Staré Město, der Altstadt, gewählt hatte. Der Rauch des Scheiterhaufens würde auf dem gesamten Weg bis hin zur Bethlehem-Kapelle wahrzunehmen sein, dort, wo Hus jeden Sonntag das predigte, was der Engländer John Wycliffe gelehrt hatte.

Er sah wieder auf den Platz hinunter, wo gerade Erzbischof Zybnek wie ein Pfau herumstolztierte. Sein Brokatgewand, sein goldenes Pektorale, seine weiße Bischofsmitra, gespalten wie die Zunge einer Schlange, glitzerten im Feuerschein. Bei jedem Pergament, das er auf den Scheiterhaufen warf, zischten die Flammen, und es stoben unzählige orangefarbene Funken in den dämmerigen Himmel. Die Menge schrie protestierend auf. So viel Arbeit, eine solche Pracht, so viele fromme Gedanken, die da einfach ins Feuer geworfen wurden.

Zybnek hob seinen Bischofsstab, um den Kirchturm triumphierend zu grüßen, so als wüsste er, dass sein erbittertster Gegner ihm von dort oben durch eines der dunklen Fenster zusah.

Hus, nimm dich in Acht, sonst bist du der Nächste, der in meinem Feuer brennt. Deine dünne, bleiche Haut wird nicht so angenehm riechen wie das Kalbsleder hier. Dies war die unausgesprochene Warnung, die in Feuer und Rauch geschrieben stand.

Hus trat einen Schritt vom Fenster zurück. Aber das Feuer der Entschlossenheit in seinem Innern brannte ebenso heiß wie die gelben Flammen, die die Bücher verzehrten. Unter dem Schutz von König Wenzel würde sich die Bewegung trotz des Hasses des Erzbischofs nicht unterdrücken lassen. Während diese Bücher brannten, war ein Heer von Kopisten bereits dabei, Ersatz für sie

zu schaffen. Auch am kommenden Sonntag würde Hus in der Bethlehem-Kapelle predigen und den Menschen die Wahrheit verkünden. Er würde keine trockene lateinische Homilie halten, die sie nicht verstanden, sondern zu ihnen in ihrer böhmischen Muttersprache predigen, und in der Teyn-Kirche würde ein jeder die Messe feiern, indem er auch das symbolische Blut Christi aus dem Kelch trank.

Das Bild, wie er auf dem Platz auf dem Scheiterhaufen stand, verfolgte Hus jedoch bis in seine Träume. Und so sollte Johannes Hus noch in vielen Nächten durch den imaginären Geruch von versengten Haaren geweckt werden, bis dann schließlich der Tag kommen sollte, an dem dieser Geruch keine Einbildung mehr war.

1



PRAG, BÖHMEN

JULI 1412

*Der Avon in den Severn fließt,
Der Severn fließt ins Meer,
Und Wycliffes Staub verweht der Wind
Übers Wasser kreuz und quer.*

AUS EINER REDE VON DANIEL WEBSTER, 1849

Anna ging niemals zur Hrad hinauf, der prächtigen, von einer hohen Mauer umgebenen Burg, die auf einem Hügel auf der anderen Seite der Moldau stand und von dort oben aus auf Prag herabsah. Die Burg war für sie Welten entfernt. Auch die prächtige Kathedrale, die über die Burg wachte, besuchte Anna nie, denn sie wollte auf keinen Fall dem schrecklichen Erzbischof Zybnek begegnen. Zybnek, dem Bücherverbrenner.

Anna ging stattdessen zur Messe in der Teyn-Kirche, oder sie traf sich mit den anderen Prager Dissidenten in der Bethlehem-Kapelle. Nachdem Zybnek die ins Böhmisches übersetzten Evangelien und Wycliffes Traktate, in denen dieser die päpstliche Korruptheit anprangerte und die priesterliche Autorität in Frage

stellte, Schriften, die die Kirche als ketzerische Lollarden-Texte bezeichnete, öffentlich verbrannt hatte, hatte Hus seine stetig wachsende Gemeinde gewarnt: »Es wird der Tag kommen, an dem die römischen Prälaten sich nicht mehr damit zufriedengeben werden, nur das Wort Gottes zu verbrennen, dann werden sie auch jene verbrennen, die Gottes Wort zu den Menschen bringen. Wir müssen darum beten, dass wir die Kraft finden, eines Tages für unsere Überzeugung einzutreten. Für diesen Tag müssen wir uns wappnen.«

Auch ihr Großvater hatte seine kleine Schar von Gelehrten und Übersetzern gewarnt und sie scharf getadelt, weil sie in ihrem Eifer alle Vorsicht außer Acht ließen.

Ausgerechnet er hatte das gesagt!

Immerhin war es ihr Großvater – Finn, der Illuminator, Finn, der Kopist der Lollarden –, der die verbotenen Schriften und Übersetzungen zusammen mit Magister Jerome heimlich in Prag zu verbreiten begonnen hatte. Jerome hatte damals in Oxford studiert, und er hatte, als er in seine böhmische Heimat zurückkehrte, John Wycliffes Hauptwerke *Trialogus* und *De Ecclesia* in seinem Gepäck gehabt. In England streng verboten, hatten sie in der noch jungen Universität in Prag schnell große Beachtung gefunden. Ihr Rektor Jan Hus persönlich hatte Wycliffes Texte und auch einen großen Teil der Evangelien ins Böhmisches übersetzt. Annas Großvater, der aufgrund seiner Kontakte mit den englischen Lollarden, den Anhängern Wycliffes, schon vor langer Zeit von der Insel geflohen war, hatte jahrelang direkt vor der Nase des Erzbischofs eine Gruppe von Akademikern in seinem kleinen Haus in der Stadt versammelt, wo sie dann die verbotenen Schriften kopierten.

Anna warf noch einmal einen Blick auf die Burg und die hohen Türme der St.-Veits-Kathedrale, die diese bewachten. Trotz der sommerlichen Hitze begann sie plötzlich zu frösteln. Aber heute wollte sie nicht an das Ungeheuer denken, das dort auf dem Hügel sein Unwesen trieb. Nicht an einem solchen Tag, an dem das Sonnenlicht glitzernde Diamanten auf das Wasser warf und die

Luft klar und rein war. Nicht an einem Tag, an dem die Vögel fröhlich ihre Kreise über dem Fluss zogen und ihre Schwingen in die watteartigen Wolken zu tauchen schienen.

Nicht an einem Tag, an dem sie sich mit Martin treffen würde.

Sie kehrte der Burg den Rücken zu und sah den Fluss hinunter. In der Ferne konnte sie eine Art Lager ausmachen, wahrscheinlich handelte es sich um Pilger, die Gottes Erde durchwanderten und dabei einen Schrein nach dem anderen besuchten – Jerusalem der heiligste –, um Buße zu tun. Dies nämlich war das, was jene Sünder taten, die es sich nicht leisten konnte, sich ihre Vergebung von der Kirche zu erkaufen.

Aus der Stadt, die sich zu ihrer Linken ausbreitete, näherte sich ihr jetzt eine vertraute Gestalt. Aber es war nicht jene, nach der sie Ausschau gehalten hatte. »Magister Jerome! Ich hatte eigentlich Martin erwartet«, sagte sie und merkte, dass sie errötete. Ihre Enttäuschung war nur allzu offensichtlich.

»Martin ist wohl anderweitig beschäftigt«, erwiderte der grauhaarige Magister mit müder Stimme. Dann übergab er ihr die Tasche, in der sich die Übersetzungen befanden, die beim nächsten Treffen kopiert werden sollten. »Vielen Dank, dass Ihr Euch um meine Wäsche kümmert, Mistress«, sagte er laut.

Wer konnte schon wissen, ob nicht der Karpfen im Fluss sie belauschte? Oder ob nicht der Holzfäller, der gerade seinen Karren über die steinerne Brücke zog, ein Spion des Erzbischofs war? Aber sie unterdrückte die sarkastische Bemerkung, die ihr auf der Zunge lag. Sie würde sich nicht über seine in ihren Augen übertriebene Vorsicht lustig machen, denn sie hatte viel zu großen Respekt vor dem, was er geleistet hatte.

Anna nahm die »Wäsche« des Universitätsmagisters entgegen und wollte ihm schon einen schönen Nachmittag wünschen, als sie plötzlich hastige Schritte hörte, die sich ihnen von der anderen Seite der Brücke her näherten. Sie drehte sich um und sah eine einsame Gestalt auf sie zueilen, so als wäre der Teufel höchstpersönlich hinter ihr her. Wenige Sekunden später stand Martin im schützenden Schatten des Brückenturms neben ihnen. Er rang

nach Luft, sein Gesicht war gerötet, und sein widerspenstiges schwarzes Haar fiel ihm wirr in die Stirn.

»Es tut mir leid, Magister Jerome. Ich wurde aufgehalten –«

»Hattest du nicht einmal Zeit, deine Kappe aufzusetzen?« Anna strich Martin die Haare aus der Stirn, ein willkommener Vorwand, um sein Gesicht liebkosen zu können.

»Ich habe sie verloren. Aber aus einem triftigen Grund«, sagte er, noch immer nach Atem ringend. Dann blinzelte er Anna zu, holte tief Luft und senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Ich werde es dir bei unserem nächsten Treffen zeigen. Nein, ich kann nicht so lange warten. Ihr sollt es jetzt gleich sehen.« Er zog die beiden tiefer in den dunklen Durchgang des Brückenturms hinein, dann holte er aus seinem schlichten braunen Studentenwams ein schwarzes Päckchen aus Samt hervor. Es trug das Jerusalemkreuz.

»Steck das sofort wieder weg«, zischte Jerome. »Wie ist das überhaupt in deine Hände gelangt?«

»Ist es das, was ich glaube?«, fragte Anna und vergaß vor lauter Aufregung, leise zu sprechen. »Ich habe noch nie eines gesehen. Darf ich es mir ansehen?«

Jerome sah beunruhigt aus. »Nicht hier, Martin! Ihr habt doch nicht etwa –?«

»Nein, nein. Wir haben dem Ablassprediger nichts zuleide getan, wir haben ihn nicht einmal verprügelt – also, nun ja, vielleicht hat er jetzt ein paar ... ein paar ganz kleine blaue Flecken. Er war gerade dabei, seinen Laden vor der Veits-Kathedrale aufzubauen. Stasik hat ihm gegen die Schienbeine getreten, und dabei hat der Ablasshändler seine ›Gnadenzettel‹ fallen lassen. Während er sich die Schienbeine rieb – er fluchte sogar auf Latein –, sind wir durch die Krumme Gasse davongerannt. Stasik in Richtung Neustadt und ich in Richtung Altstadt. Es war so leicht, wie einem blinden Bettler seine Pennys zu stehlen.«

Du solltest einem blinden Bettler lieber ein paar Pennys geben, dachte Anna, schwieg aber, weil sie ihn seinen Triumph genießen lassen wollte.

Martin grinste breit, während er seinen Blick immer wieder suchend über die Brücke wandern ließ, um sicherzugehen, dass ihm niemand gefolgt war. Wie üblich war die Brücke bei dieser nachmittäglichen Hitze so gut wie menschenleer. Bis auf den Holzfäller, der die Brücke gerade verließ, und einen Bettler, der am Tor auf der anderen Flussseite saß, war niemand zu sehen.

Anna erkannte an Jeromes finsterem Gesichtsausdruck, dass er keineswegs begeistert war. »Du Narr! Willst du wirklich den Zorn des Erzbischofs auf uns lenken? Warte nur, bis Finn erfährt, was du getan hast. Das ist nicht unsere Art.« Er entriss ihm das kleine Päckchen mit den päpstlichen Ablassbriefen und verbarg es rasch unter seinem Hemd.

Als der alte Magister den Namen von Annas Großvater erwähnte, dämpfte dies die von Martin zur Schau gestellte Tapferkeit sichtlich.

Jeromes graue Augenbrauen zogen sich zusammen, was seinen finsternen Blick noch verstärkte. »Ich glaube nicht, dass solche Heldentaten für dich sprechen, wenn der Illuminator einem Mann die Hand seiner Enkeltochter gibt.«

Er war, so wie auch sonst immer, sehr direkt.

Jetzt verflüchtigte sich auch der letzte Rest von Martins Lächeln.

»Ich möchte einen Brief sehen, Magister Jerome«, bat Anna. »Ich habe mein ganzes Leben lang gehört, wie mein Großvater und Ihr dagegen gewettert habt, dass der Papst Ablassbriefe verkauft, um seine Kriege zu finanzieren. Ich hatte stets den Eindruck, dass sie etwas sind, das der Teufel eigenhändig geschrieben hat, aber ich habe einen solchen Brief noch nie mit eigenen Augen gesehen.«

Der alte Mann sah sie an und schüttelte dann den Kopf. »Ihr seid genauso töricht wie Euer Freier. Ihr habt einander wirklich verdient«, sagte er. »Betet darum, dass man mich nicht verhaftet, bevor ich diese Briefe wieder losgeworden bin.«

»Bitte, Magister Jerome. Bringt die Briefe doch zur nächsten Zusammenkunft mit. Lasst sie uns sehen. Schließlich riskieren

wir so viel, um die Welt davon zu befreien. Anschließend könnt Ihr sie dann gern verbrennen. Wir werden sie auf unserem eigenen kleinen Scheiterhaufen verbrennen!«

Sie lächelte ihn an, so bezaubernd, wie sie schon als Kind ihren Großvater angelächelt hatte, wenn sie ihn aus der melancholischen Stimmung reißen wollte, die sich von Zeit zu Zeit über ihr kleines Haus am Marktplatz legte. »Bitte. Nur ein ganz kleiner Scheiterhaufen. Nur für uns. Als eine Art süße Rache, und um uns in unserem Tun zu stärken und zu motivieren.«

»Mir scheint, dass wir schon motiviert genug sind«, meinte er bissig, bevor er sich zum Gehen wandte. Aber wenigstens sah er jetzt nicht mehr ganz so finster drein.

»Er wird sie bestimmt mitbringen«, sagte Anna, als der alte Magister davonging.

»Natürlich wird er das. Wie könnte er einem solch hübschen Schmollmund widerstehen? Ich jedenfalls könnte es nicht.« Martin berührte ihre Lippen mit seiner Fingerspitze und beugte sich dann ein Stück über sie, als wollte er sie küssen.

Sie schob ihn weg. »Doch nicht hier, Martin. Wenn uns jemand sieht! Abgesehen davon sind wir noch nicht einmal verlobt. Und selbst dazu muss Dědeček erst einmal seine Einwilligung geben.«

»Ja«, sagte er und ließ seine Arme sinken. »Dein Großvater. Und genau das ist das Problem.«

Jetzt war er es, der schmollte. Sie widerstand dem Drang, sein Schmollen mit einem Kuss zu beenden.

»Ich glaube, er mag mich nicht besonders«, sagte Martin.

Seine Lippen waren so voll und rot wie reife Kirschen.

»Sei nicht albern. Er mag dich sogar sehr, Martin. Er findet dich nur ein wenig eigensinnig. Außerdem ist er der festen Überzeugung, dass sich niemand so gut um mich kümmern kann wie er selbst.«

»Also, ich würde sagen, dich zweimal in der Woche zu einer Zusammenkunft von Häretikern zu schleppen ist alles andere, als sich gut um dich zu kümmern. Warum nennst du ihn eigentlich Dědeček? Ich dachte, ihr beide seid Engländer?«

Sie nahm seine Hand. »Komm, du kannst mich nach Hause begleiten«, sagte sie und zog ihn mit sich fort. »So habe ich ihn schon genannt, als ich noch ein kleines Kind war, genau genommen, seit wir hier in Prag angekommen sind. Abgesehen davon fühle ich mich absolut nicht als Engländerin, obwohl sogar meine Großmutter aus England stammte. Sie war eine sehr vornehme Dame und lebte auf einem Rittergut. Also bin ich wohl Engländerin, aber ich würde nicht auf der Insel leben wollen. Ich kann mir nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben außer hier bei dir und Dědeček.«

Er warf einen Blick zur Burg auf dem Hügel hinüber. Seine Augen weiteten sich in gespielter Entsetzen. »Jetzt sag bloß nicht, dass ich eines Tages mein Ehebett mit einer blaublütigen Frau teilen werde.«

»Meine Großmutter gehörte dem niederen Adel an. Aber auf dieser Leiter ist meine Familie schon seit langem abgestiegen. Wenn du mich heiratest, bekommst du die Enkeltochter eines bescheidenen Handwerkers und Künstlers zur Frau – und die entsprechende Mitgift.«

»Nun, da bin ich aber beruhigt. Ich meine natürlich nicht wegen der Mitgift.« Er grinste. »Hast du sie gekannt?«

»Meine Großmutter? Nein, ich kenne im Grunde nur ihren Namen. Sie hieß Kathryn. Und sie war aber nicht die Ehefrau meines Großvaters. Seine Frau hieß Rebekka, sie starb bei der Geburt meiner Mutter. Kathryn war die Mutter meines Vaters, aber ich weiß, dass sie und mein Großvater ein Liebespaar waren. Obwohl er nur sehr selten von ihr spricht, muss er sie sehr geliebt haben. Sie starb, als ich noch ein Kleinkind war. Ich habe nur noch eine ganz vage Erinnerung – nein, es ist mehr ein Traum als eine richtige Erinnerung –, dass sie mir etwas vorgesungen hat. Sie nannte mich Schätzchen oder Spätzchen oder so. Und sie hat einmal mit mir Dědeček besucht. Er war damals auf einer Art Burg eingesperrt.«

Anna sah zur Hrad hinüber und schauderte. Die Sonne hatte sich hinter einer der Wattewolken versteckt, deren Unterseite

daraufhin ganz grau wurde. Unter dem sonnenlosen Himmel sah die Burg jetzt noch viel bedrohlicher aus. »Es war auch eine Burg auf einem Hügel, aber sie sah wesentlich ... wesentlich stärker befestigt aus. Castle Prison, Burggefängnis, so nannten sie sie. Wann immer ich an England denke, kommt mir dieser entsetzliche Ort in den Sinn.«

»Hast du deine Eltern gekannt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt. Und ich konnte kaum laufen, als auch mein Vater ums Leben kam.«

»Im Kampf?«

Anna wünschte sich, sie hätte dieses Thema nicht angesprochen. Sie dachte nicht gern daran, aber als ihr zukünftiger Ehemann hatte Martin ein Anrecht darauf, ihre Geschichte zu erfahren.

»Er starb für die Sache der Lollarden. Es waren Soldaten des Bischofs, die ihn töteten. Kathryn kam bei einem Bauernaufstand ums Leben. Die Bauern brannten das Rittergut nieder, und sie starb in den Flammen. Die Kirche machte die Lollarden für den Aufstand verantwortlich und brachte jeden um, dessen sie habhaft werden konnte. Mein Großvater und ich flohen daraufhin aus England und kamen schließlich hierher.«

Martin stieß einen leisen Pfiff aus. »Dann entstammst du also einem königlichen Geschlecht von Häretikern. Und dein Großvater führt diese Sache fort. Ich frage mich, warum er nie nach England zurückgekehrt ist. Der alte Jerome sagt, dass sich einige der Adligen in England durchaus reformbereit zeigen. Er hätte es jetzt dort also vielleicht viel leichter als hier.«

»Er sagt, dass es dort für ihn nur schmerzliche Erinnerungen gibt. Und warum sollten wir Prag verlassen wollen? Wir waren hier stets glücklich. Er hat seine Kunst und seine Freunde aus der Universität. Und ich habe hier ebenfalls viele Freunde gefunden.«

Sie versuchte, den letzten Satz in heiterem Ton zu sagen, aber so viel vom Tod zu sprechen, hatte ihr die Stimmung gründlich verdorben.

Als sie sich dem Marktplatz näherten, legte Martin seinen Arm um ihre Taille und zog sie in den Schutz einer gewundenen Gasse. Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf die große astronomische Uhr mit den beiden Zifferblättern.

»Du musst dich beeilen, Martin. Es ist schon fast drei Uhr. Mein Großvater macht sich sicher schon Sorgen, und wenn er das tut, wird er ungenießbar. Abgesehen davon muss ich noch das Abendessen für ihn vorbereiten. Heute wird es Fisch geben, denn für etwas anderes bleibt mir keine Zeit mehr.«

Die Sonne blieb hinter der Wolke verborgen. Anna hatte plötzlich das Gefühl, als hätte mit dem Sonnenlicht auch die Freude diesen Tag verlassen.

»Ich denke, es ist besser, wenn du mich nicht bis zur Haustür begleitest. Du willst doch nicht, dass mein Großvater annimmt, du wärst der Grund dafür, dass er heute nur Fisch und keinen saftigen Braten zum Abendessen bekommt.«

»Nein. Ich möchte, dass er gute Laune hat, wenn ich ihn frage«, sagte er. »Warum frage ich ihn eigentlich nicht gleich jetzt? Dieser Zeitpunkt ist genauso günstig wie jeder andere.«

Anna sah zu dem kleinen Haus auf der anderen Straßenseite hinüber, in dem sie mit ihrem Großvater lebte. Es war ein Fachwerkhaus, dessen mit hübschen Schnitzereien verzierte Tür sich zum Marktplatz öffnete. Ihr Großvater war mit seiner Arbeit für heute sicher schon fertig und hielt, nachdem er seine Pinsel gereinigt und seine Farbtöpfchen sauber auf dem Fenstersims aufgereiht hatte, gewiss ein Nickerchen in seinem Sessel.

»Heute nicht, Martin. Zuerst muss ich mit ihm reden.«

Er runzelte die Stirn. »Das hast du letzte Woche auch schon gesagt, Anna. Wie lange soll ich denn noch warten? Wir werden schließlich beide nicht jünger.«

»Nur noch ein paar Tage. Ich verspreche es dir.« Sie strich ihm noch einmal die Haare aus den Augen – Augen, in denen jetzt deutlich die Enttäuschung stand, als er sich zum Gehen wandte.

Jetzt sind sie also beide böse auf mich. Das kommt davon, wenn man versucht, es allen recht zu machen. Sie raffte seufzend ihren Rock, damit sie schnell noch zum Fischhändler laufen konnte, bevor dieser sein Geschäft schloss.

2



CANTERBURY, ENGLAND

12. JULI 1412

*Auch wenn sein [des Ablasspredigers] Gewissen nicht immer rein,
War er ein edler Ekklesiast und Kirchenmann fein.
Er las aus der Bibel, trug vor die Heiligenlegenden,
den Opfergesang jedoch als Aufruf zum Spenden
sang er am besten und er wusste,
dass er mit scharfer Zunge predigen musste,
Um Geld zu scheffeln, was ihm durchaus gelang.*

GEOFFREY CHAUCER, »DIE CANTERBURY-GESCHICHTEN«
PROLOG

Bruder Gabriel hatte seinen Tisch mit den Ablassbriefen direkt vor dem großen Portal der Kathedrale von Canterbury aufgestellt. Er war vom vielen Predigen an diesem Tag schon ziemlich heiser, und das große Elend, das er in den Gesichtern der reuigen Sünder gesehen hatte, hatte ihn vollkommen erschöpft.

»Sucht Vergebung für eure Sünden. All jenen, die reumütig sind, die gebeichtet und gespendet haben, werden ihre Sünden vergeben«, rief er in bestem Predigerton.

Von allen Seiten reckten sich ihm Hände entgegen, zupften und zogen an seinem schwarzen Habit, flehten ihn Stimmen an, ihre Dukaten, Schillinge und Pennys im Austausch für die kleinen Zettel zu nehmen, die er in einem samteneu Beutel aufbewahrte. Der Beutel war mit dem Jerusalemkreuz bestickt und enthielt kleine zusammengerollte Stücke Pergament, die jeweils mit einem Band zusammengebunden waren. Quittungen für bezahlte Buße, Bestätigungen der gewährten Gnade. In seinem Beutel befand sich außerdem die päpstliche Bulle, die ihm seine Rechte als Ablassprediger verlieh – und im Gegensatz zu vielen falschen Ablasspredigern war diese Bulle echt. Er hatte sie vom Papst höchstpersönlich erhalten.

»Hört die Stimme eures armen Vaters, eurer armen Mutter, die euch aufzogen und euch liebten und die jetzt große Qualen leiden. Hört, wie sie euch anflehen, jenes Almosen zu geben, das ihre Seelen aus dem Fegefeuer befreien wird. Sobald die Münze im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt.«

Er hatte diesen Spruch heute schon so oft heruntergeleiert, dass er in Gedanken längst nicht mehr bei der Sache war. Es war bereits spät, und der Andrang der Pilger ließ langsam nach. Die Glocke schlug die Vesper. Ihr Ton, der durch den aufziehenden Nebel gedämpft wurde, schwebte über das Tal wie die Geister längst verstorbener Heiliger. Irgendetwas an diesem Geläut stimmte ihn traurig, ein Gefühl der Einsamkeit, das ihn mit dem nahenden Abend überkam.

Er setzte sich zum ersten Mal seit mehreren Stunden auf den samtgepolsterten Schemel, den er sich aus dem Domkapitel ausgeliehen hatte, und warf einen Blick auf die Reihe der letzten Pilger. Eine aufgeblähte Sonne breitete einen Umhang aus Licht wie eine Segnung über die Schultern der Büsser: alte Männer, junge Männer, Jungfrauen, Ehefrauen, Witwen, Herren und Diener, gekleidet in schlichte Pilgerkittel und Kapuzenumhänge, die auf Knien in die Dreifaltigkeitskapelle in der großen Kathedrale krochen, um dort an dem mit unzähligen Edelsteinen besetzten Schrein des Märtyrers Thomas Becket zu beten. Es war ein einzi-

ger großer, schmutziger und staubiger Strom von Menschen, der sich die Treppen hinaufwälzte.

Die Veteranen unter ihnen trugen stolz die verschiedensten Abzeichen auf ihren Umhängen und Kapuzen. Kleine Nadeln aus Blei vom Little-Walsingham-Schrein, in denen sich winzige Behältnisse für die Tränen der Jungfrau befanden, oder ein Bild des Heiligen Peter oder Paul vom Winchester-Schrein. Die beiden Schreine waren bekannte Stationen auf dem Pilgerweg – dem Bußweg. Er bemerkte lächelnd, dass alle Pilger Canterbury-Glocken und kleine Zinnfläschchen mit Wasser aus Becket's Quelle bei sich hatten. Die winzige lateinische Inschrift auf dem Boden der Flaschen lautete *Optimus egrorum medicus fit Thomas bonorum*. Thomas ist ein guter Arzt für die ehrenwerten Kranken. Thomas war aber auch ein guter Arzt für die Geldtruhen der Kirche, der Stadt und der Krone, dessen war sich Gabriel sicher. Sein Kollektenkasten war inzwischen gut mit Münzen gefüllt – genauso wie die Truhen der Andenkenverkäufer in der Mercery Lane.

Die Gnade hatte ihren Preis: sechs Gold-Florins für einen Herzog oder Grafen, vier für Angehörige des niederen Adels, zwei für einen reichen Kaufmann und dann entsprechend weiter die Gesellschaftsleiter hinunter. Er besaß sogar die Erlaubnis, kostenlose Ablassbriefe an jene auszugeben, die nichts bezahlen konnten, und denen es deshalb verwehrt war, Buße zu tun. Es gab hierfür jedoch strenge Richtlinien, und er hatte für heute seinen Rahmen bereits ausgeschöpft. Es war jetzt also an der Zeit, den Stand zu schließen, dachte er und erhob sich von seinem Schemel. Er hatte außerdem versprochen, dem Gottesdienst beizuwohnen.

»Bitte, Bruder, was kostet es?«

Er drehte sich zu der Pilgerin um, der diese Stimme gehörte. Eine junge Frau. Hochschwanger.

»Ich schaffe es nicht auf meinen Knien die Treppen zur Kapelle hinauf.« Sie lächelte und errötete dabei. »Ich kann mich einfach nicht hinknien.«

Sie kam von weit her, das konnte er an ihrem staubigen Um-

hang erkennen. Es war nicht der typische »Pilgerumhang«, den sich viele nur für die Pilgerreise kauften, sondern ein Umhang, der ihr zu klein war, abgetragen und fadenscheinig. Als Pilgertasche diente ihr ein mit einem Seil zusammengebundenes Bündel, welches sie über ihrem dicken Bauch trug.

»Woher kommt Ihr, Mistress?«

»Ich komme aus Charing. Das hier ist von uns aus der nächstgelegene Schrein.«

Zu Fuß war dies eine Reise von mehreren Tagen, für eine Schwangere ein mehr als nur beschwerlicher Weg, dachte er und verwünschte insgeheim den Priester, der ihr eine solche Buße auferlegt hatte. Ihre Augen waren gerötet und von dunklen Schatten umgeben. Der Staub und der Schmutz der Straße bedeckten ihre nackten Füße.

»Welchen Frevel habt Ihr begangen, dass Euer Beichtvater eine solch unzeitige Buße für nötig hielt?«

»Ich habe die Hostie geschändet.«

Ach, dachte er. Dann ist sie also eine von denen. Eine dieser Lollarden, die die Wahrheit der Eucharistie in Frage stellen, eine, die leugnet, dass es sich um das echte Blut und den echten Leib des Heilands handelt. Sein Mitleid schwand.

»Das ist in der Tat eine schwere Sünde«, sagte er.

»Ich weiß, Bruder, aber ich habe es doch nicht mit Absicht getan. Gerade als der Pater die Hostie in meinen Mund legen wollte, kitzelte mich der Pelzbesatz an seinem Ärmel in der Nase. Ich musste niesen, und die Oblate fiel zu Boden.« Ihre Augen waren groß und voller Angst, als sie von ihrer schweren Sünde berichtete.

Wenn die Frau nicht so bedauernswert ausgesehen hätte, hätte Gabriel laut gelacht. Dann aber spürte er leisen Zorn in sich aufsteigen. Er sah ihn regelrecht vor sich, diesen Gemeindepriester, der so erzürnt über diese junge Frau war, die seine wunderbare Vorstellung gestört hatte, dass er es für erforderlich hielt, sie mit dieser lächerlichen Buße zu disziplinieren. Er kannte diese Art von Priester: aufgeblasen und unheimlich stolz darauf, auf der

Kanzel zu stehen. Jeder Priester, der auch nur einen Hauch von Einfühlungsvermögen besaß, hätte eingesehen, dass das, was geschehen war, einfach nur ein unglücklicher Zufall gewesen war. Aber natürlich leugneten viele seiner Brüder die bloße Möglichkeit eines »Zufalls«. Alles, was geschah, war auf das direkte Eingreifen Gottes oder aber des Teufels zurückzuführen.

Sie zeigte auf das große Portal der Kathedrale. Ihre Stimme war leise und zitterte ein wenig. »Ich dachte, ich könnte es schaffen, aber ich wusste nicht, dass es so viele Stufen sind. Ich fürchte, wenn ich ... ich habe Geld für den Ablass«, sagte sie. »Mein Mann hat unsere Kuh verkauft, um meine Pilgerreise zu bezahlen. Er hätte mich begleitet, aber er musste daheimbleiben, um sich um unsere kleine Tochter zu kümmern und das Korn einzubringen. Ich habe noch zwei Schilling.«

»Er hat Eure Kuh verkauft?«

Sie sah mit bedeutsamem Blick auf ihren dicken Bauch herunter. »Bruder, ich will nicht in die Wehen kommen, wenn ich mich noch im Zustand einer tödlichen Sünde befinde. Vielleicht werde ich es nicht –«

Sie beendete diesen Satz nicht. Aber das war auch gar nicht nötig. Auch wenn er auf einer von diese Dingen abgeschirmten Wolke der Unwissenheit saß, so wusste er doch, wie viele Frauen bei der Niederkunft starben. Er griff in seinen Beutel, nahm eine der Pergamentrollen heraus und gab sie ihr, nachdem er vorher noch das Band gelöst hatte.

»Ist das ein Ablassbrief?«, fragte sie und starrte dabei das Pergament an. »Was steht da?«

»Dort steht, dass Ihr vor den Augen Gottes und der Kirche Gnade gefunden habt. Eure Sünde wurde Euch vergeben. Der Ablass gilt für zwei Monate. Damit solltet Ihr gut über die Geburt kommen.«

Sie schloss die Augen und hielt ehrfürchtig den Atem an, so als hielte sie Gold und kostbare Edelsteine und nicht ein Stück Pergament mit ein wenig Tinte darauf in der Hand. Eine Träne trat aus ihrem Augenwinkel und lief ihr die staubige Wange hinun-

ter. Sie rollte das Pergament sorgfältig zusammen, verschnürte es mit dem Band und steckte es in ihr Bündel, dann holte sie die beiden Schillinge hervor und legte sie auf den Tisch. Er schob sie ihr wieder zu.

»Ihr habt Eure Kuh verkauft. Ihr werdet die Schillinge also brauchen, um Milch für Eure Kinder zu kaufen. Den größten Teil Eurer Buße habt Ihr ohnehin schon mit dieser Reise abgeleistet.«

Nachdem sie sich, soweit es ihr Zustand erlaubte, vor ihm verbeugt hatte, um den Ring an seinem Finger zu küssen, und er sie dann mit der Ermahnung »Geht hin und sündigt nicht mehr« entlassen hatte, packte er seine Ablassbriefe zusammen und ging in die große Kathedrale, um dort die Vesper zu sprechen. Er fragte sich, weshalb Gott ihn mit einer Aufgabe betraut hatte, für die er sich offensichtlich überhaupt nicht eignete.

Es war erst Nachmittag, aber die ersten Säufer hatten sich bereits in den Schenken versammelt. Pater Gabriel lenkte sein Pferd durch das Nordtor der London Bridge. Er freute sich auf ein kühles Bier auf der anderen Seite des Flusses. Jetzt aber musste er erst einmal warten, da ein prächtiger Zug königlicher Barkassen langsam unter der Brücke hindurchfuhr, während die Sonne auf seine Tonsur herabbrannte und sein Pferd allmählich unruhig wurde. Unter den wartenden Menschen befanden sich zweifellos auch ein paar Taschendiebe, dachte er und verwünschte dabei im Stillen den Bürgermeister von London, weil dieser die Brücke anlässlich des Konzils, das der Erzbischof einberufen hatte, nicht hatte räumen lassen.

»Platz da. Platz da«, rief er, als die Zugbrücke, die die beiden Brückenteile der London Bridge verband, endlich wieder herabgelassen wurde, dann trieb er sein Pferd energisch durch die dichte Menschenmenge. Er ignorierte die Flüche und vor sich hingebrummten Verwünschungen eines Fuhrmannes, den er mit seinem Pferd rücksichtslos zur Seite gedrängt hatte. Auch andere Passanten murrten. Die Bauern schimpften immer auf die Geist-

lichkeit – bis sie sie dann brauchten. Also ignorierte er sie einfach.

Die Nähe der mehrstöckigen Häuser und Läden, die sich auf der Brücke zusammendrängten, gab seiner Platzangst Nahrung. Er hatte schon geglaubt, den Gestank von Southwark, der vom Lambeth-Sumpf herüberzog, vergessen zu haben. Es war jedoch nicht nur der sumpfige, brackige Geruch des südlichen Themseufers, sondern es war auch der Geruch von Verwahrlosung und Wollust, der aus den Freudenhäusern und Bordellen der Bankside Street drang. Die offenen Abflussrinnen, der herumliegende Unrat, die verfaulenden Fleischabfälle und ein aufgedunsener Kadaver, der ans Flussufer geschwemmt worden war, machten die schwüle Luft schier unerträglich. Handelte es sich bei dem Kadaver um einen Menschen oder ein Tier? Vom Südtor der London Bridge aus war das schwer zu sagen. Am Flussufer sah er jedoch auch eine Schenke. THE TABARD INN, so stand es auf dem Schild geschrieben. Der Name klang ihm irgendwie vertraut, aber er war sich sicher, noch niemals dort gewesen zu sein. Die Schenke sah recht ordentlich aus, dort konnte man sicher ein kühles Bier genießen.

In der Gaststube, einem lang gestreckten, niedrigen Raum, herrschte im Gegensatz zu der gleißenden Sommersonne des Tages angenehmes Dämmerlicht. Er suchte sich einen Platz in der Ecke an einem Fenster, möglichst weit entfernt von den nachmittäglichen Zechern, die ungeniert mit dem Schankmädchen flirteten. Sofort kam der Gastwirt zu ihm.

»Es überrascht mich ein wenig, Euch hier zu sehen, Pater.«

»Ach, wieso denn das?«

»Nun, wegen des Rufs, den diese Schenke hat. Ich dachte, er würde Euch vielleicht nicht zusagen oder Ihr würdet daran Anstoß nehmen.«

»Ich hätte gern einen Humpen Bier, bitte. Aus Eurem Keller, falls Ihr einen habt. Warum sollte ich an Eurem Gasthaus Anstoß nehmen, Herr Wirt? Panscht Ihr Euer Bier? Oder schenkt Ihr nicht gut ein?«

»Hier gibt es das beste Bier diesseits des Flusses, und es wird stets großzügig eingeschenkt. Bailey. Ich heiße Harry Bailey. Und das hier ist das Tabard Inn.« Er wartete gespannt und fügte dann hinzu: »Ihr wisst schon, aus den berühmten *Canterbury-Erzählungen*.«

Daher also kam ihm der Name des Gasthauses bekannt vor. Aus den Erzählungen des Dichters Chaucer mit ihrer wenig schmeichelhaften Darstellung des Ablasspredigers.

»Und warum sollte ich daran Anstoß nehmen?« Gabriel trank langsam und bedächtig einen Schluck Bier. Das Bier war gut und kühlte seinen trockenen Hals.

Der Wirt besaß wenigstens den Anstand, verlegen dreinzusehen. Er zeigte auf den Samtbeutel mit dem Jerusalemkreuz. »Ich sehe, dass Ihr Ablassbriefe bei Euch tragt. Ihr seid also nicht nur Mönch, sondern auch Ablassprediger.«

»Ein richtiger Ablassprediger, Meister Bailey. Meine Ablassbriefe sind nicht gefälscht wie die des Ablasspredigers, den der Dichter beschreibt. Jeder Penny, den ich einnehme, geht nach Rom, um Krankenhäuser zu bauen und die Armen zu speisen. Ich bin mir sicher, dass es in jedem Geschäft schwarze Schafe gibt, meint Ihr nicht auch?« Er trank noch einen Schluck Bier. »Selbst unter den Wirten, oder etwa nicht?«

Der Schankwirt zuckte nur mit den Schultern und ging mit seinem Tablett voller Krüge zum nächsten Tisch. Gabriel trank wieder ein paar Schlucke von dem kühlen Getränk. Dann ließ er seinen Blick langsam durch den Raum wandern. An den Tischen saßen kleine Grüppchen von Freisassen. Er sah auch ein Trio von Pilgern – nicht besonders frommen Pilgern, nach der Art zu urteilen, wie sie sich gegenseitig anstießen und feixend auf das Schild zeigten, das über ihrem Tisch hing. Dort stand in kruden Buchstaben: »Hier saß Geoffrey Chaucer.« Der Wirt stimmte in ihr Lachen ein, als er die Getränke vor sie hinstellte, und deutete dann auf die unbeholfenen Zeichnungen an den Wänden, die wahrscheinlich von ihm selbst stammten und die Canterbury-Pilger zeigten. Die Darstellung des reich gekleideten Ablasspredi-

gers, eines ausgemachten Scharlatans, war unter den Bildern zweifellos das beleidigendste. Es mochte durchaus eine treffende Karikatur sein, mehr aber auch nicht. Die Gestalt sah Gabriel in seinem schwarzen Gewand jedenfalls in keiner Weise ähnlich.

Auf der anderen Seite des Raums, der knapp zwei Tische breit war, saß noch ein anderer Kleriker. Er war, außer Gabriel, die einzige Person, die allein an einem Tisch saß. Aber hier endete die Ähnlichkeit zwischen den beiden auch schon. Er sah aus wie einer dieser selbst ernannten Bettelpriester, barfuß und schäbig gekleidet wie ein Franziskaner, obwohl er keinem Orden angehörte. Der Priester, der eine braune Soutane trug, saß am anderen Fenster und las in einem primitiv gebundenen Buch.

Gabriel räusperte sich laut, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Der Bettelpriester hob den Kopf, sah Gabriel an und wandte sich dann wieder stumm seiner Lektüre zu.

Was hatte Gabriel erwartet? Den Lollarden-Priester mit seinem Dominikanerhabit derart einzuschüchtern, dass er sein Buch eilig verstecken würde? Nun, in einer Welt, in der die göttliche Ordnung nicht permanent von Aufrührern und geistigen Abweichlern bedroht wurde, wäre das vielleicht der Fall gewesen. Vielleicht aber las er ja gar nicht in der Bibel, sondern hatte ein anderes englisches Buch vor sich. Vielleicht sogar ein Exemplar der *Canterbury-Erzählungen*. Der stolze Gastwirt hielt doch sicher wenigstens ein armseliges Exemplar zur Unterhaltung seiner Stammgäste bereit.

Gabriel winkte den Gastwirt zu sich.

»Bringt dem Priester dort einen Humpen Bier und sagt ihm, dass Bruder Gabriel gern mit ihm über das Buch diskutieren würde, das seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch zu nehmen scheint.«

Der Gastwirt zog überrascht die Augenbrauen hoch und brachte dem Bettelpriester einen Krug Bier. Gabriel sah, wie er ihm etwas zuflüsterte und dabei zu ihm herüberzeigte. Kurz darauf kam er wieder an seinen Tisch. Allein.

»Er dankt Euch für das Bier, lässt Euch aber sagen, dass er nicht

den Wunsch verspüre, mit Euch zu debattieren. Wenn Ihr allerdings einmal die Heilige Schrift auf Englisch sehen wollt, so wäre es ihm eine Ehre, sie Euch zu zeigen.«

Wie unverschämt diese Lollarden doch geworden waren! Kein Wunder, dass Erzbischof Arundel im Lambeth Palace ein Konzil zum rechten Glauben einberufen hatte. Das Lollardentum war wie ein Krebsgeschwür. Seine ständig wachsende Anhängerschar bedrohte das Fundament der Kirche, ihre Lehre, ihre Macht.

»Sagt ihm, er soll sein Bier in Ruhe genießen. Vielleicht wird er schon bald die Gelegenheit haben, seine englische Bibel dem Erzbischof persönlich zu zeigen.«

Gabriel leerte seinen Krug in einem einzigen Zug und machte dann großes Aufhebens darum, zwei Pence aus seinem Beutel zu nehmen und sein Bier und das des Lollarden zu bezahlen. Er wartete dabei nicht, wie er das sonst vielleicht getan hätte, dass der Gastwirt ihm anbot, dass die Zeche auf das Haus gehen solle. Die Münzen klimperten laut auf den hölzernen Bohlen des Tisches.

»Vielleicht werde ich die Dichtung dieses Herrn Chaucer tatsächlich irgendwann einmal lesen. Ihr scheint sie ja sehr zu empfehlen«, sagte er laut, als er das Gasthaus verließ.

Er stieg auf sein Pferd und machte sich auf den Weg zum Lambeth Palace. Das Geschehen in der Schenke hatte ihn sehr beunruhigt. Er hätte vielleicht doch lieber einen anderen Weg nehmen sollen, hätte vielleicht weiter nach Westen reiten und dann in der Nähe von Lambeth Palace, der Residenz des Erzbischofs, die Fähre wählen sollen. Gabriels Mentor, Pater Francis, jedenfalls hätte den Saum seines Gewandes niemals mit dem Staub von Southwark besudelt.

Als Pater Gabriel sich dem Palast des Erzbischofs näherte, hatten sich tief hängende graue Wolken am Horizont zusammengeballt. Blitze leuchteten in ihnen auf wie Glühwürmchen und überzogen die grauen Unterseiten der Wolken immer wieder mit einem rotvioletten Ton.

Der Geruch des Sumpfes und der Hitze hing noch immer schwer in der Luft, aber der schlimmste Gestank war verschwun-

den. Auf der anderen Seite der Themse schimmerten die hohen Türme der Westminster-Abtei golden im strahlenden Licht. Seine Stimmung besserte sich zusehends. Eine leichte Brise brachte ihm und seinem Pferd jetzt auch ein wenig Abkühlung. Das Wetterleuchten in der Ferne verhieß baldigen Regen. Als er sich dem Wächterhaus des Lambeth Palace näherte, nahmen ihn zwei Hofbedienstete in Empfang. Einer führte sein Pferd in den Stall, und der andere brachte ihn zu seinem Quartier.

»Seine Exzellenz wird Euch in der Kapelle der Krypta empfangen, sobald Ihr Euch von Eurer Reise etwas erholt habt. Ihr solltet außerdem wissen, dass Prinz Harry bei der Versammlung anwesend sein wird.«

Ein Erzbischof und ein Prinz!

Pater Francis würde sehr stolz auf seinen Schützling sein, wenn er erfuhr, in welchen illustren Kreisen er verkehrte.

»Was wisst Ihr über einen Mann namens Sir John Oldcastle?« Erzbischof Thomas Arundel rülpste diese Frage regelrecht in Gabriels Richtung.

Gabriel war als Erster eingetroffen und saß mit dem Erzbischof an einem großen, lang gestreckten Tisch in der Mitte der Kapelle. An einem Ende stand ein Stuhl mit hoher Rückenlehne, der größer als die übrigen war. Dieser war wohl für den Prinzen bestimmt, vermutete Gabriel. Die Stützbögen der Krypta, auf denen auch der Lambeth Palace ruhte, warfen seltsame Schatten in den Raum. Nicht ein Strahl Sonnenlicht fiel auf den mit Kerzen überladenen Altar am anderen Ende der Kapelle.

Er sieht noch dünner aus als bei unserer letzten Begegnung, dachte Gabriel. In einem der Mysterienspiele der Handwerker Gilde hätte er den Schnitter Tod spielen können, ohne dass er sich hohle Wangen und tief liegende Augen hätte schminken müssen. Der Fackelschein, der die unterirdische Kapelle erhellte, verlieh dem Gesicht des Erzbischofs darüber hinaus auch noch eine orangefarbene Blässe. Aber vielleicht war dies seine natürliche Ge-

sichtsfarbe. Gabriel hatte gehört, dass Arundel krank sei. Vielleicht war dies auch der Grund, weshalb er sich derart verbissen daranmachte, England von der Ketzerei zu befreien. Vielleicht wollte er dieses Erbe hinterlassen.

Gabriel formulierte die Frage anders. »Ihr meint Lord Cobham?«

»Das ist ein und dieselbe Person«, erwiderte Arundel.

Gabriel fühlte sich in der Gegenwart des Erzbischofs stets unwohl. Er konnte sich nicht erinnern, ihn jemals lächeln gesehen zu haben. Also antwortete er vorsichtig: »Ich weiß über ihn nur, dass er ein angesehenener und freundlicher Mann ist und dass er sich auf dem Schlachtfeld verdient gemacht hat.«

Der Erzbischof runzelte die Stirn. Dies war ganz offensichtlich nicht das, was er hatte hören wollen.

Gabriel fügte hinzu: »Und ich habe gehört, dass er ein Freund Prinz Harrys ist.«

Die Miene des Erzbischofs verfinsterte sich noch mehr. Er stieß hinter seinen skelettdürren Fingern ein weiteres Rülpsen aus. »Er ist ein Ketzer.«

»Das war mir nicht bekannt. Ich wusste nicht –«, stotterte Gabriel.

Arundel gebot Gabriel mit einer herrischen Geste seiner beringten Hand zu schweigen. »Wir müssen seinem Tun Einhalt gebieten. Selbst wenn es dazu nötig sein sollte, ihn zu verbrennen. Er ist ein Feind der Kirche.«

Angesichts Arundels grimmigem Zorn verschlug es Gabriel fast den Atem. »Welchem Tun?«

»Er verbreitet die Englische Bibel im Ausland. Außerdem hält er auf seiner Burg geheime Zusammenkünfte der Lollarden ab und bewirtet dort die ›armen Bettelpriester‹, wie sie sich selbst nennen, so als hätten wir Kleriker uns nicht alle zur Armut verpflichtet.«

Gabriel dachte unwillkürlich an den Bettelpriester, den er im Tabard Inn gesehen hatte, verglich im Geiste dessen abgetragene braune Kutte mit Arundels hermelingefüttertem Umhang – bei

dieser Hitze! – und mit seinem mit Edelsteinen besetzten Pektoreale. Was für eine Art von Armut sollte das denn sein?, fragte er sich und tadelte sich dann auf der Stelle für diese unwürdigen Gedanken. Aber als Arundel geziert seine mageren Beine, die in kostbaren Seidenstrümpfen steckten, übereinanderschlug und Gabriel die feinen Lederschuhe sah, deren Spitzen, der neuesten albernen Mode gemäß, nach oben zeigten, musste er doch ein Lächeln unterdrücken. Er kniff sich in den Arm, um seine Gedanken wieder auf die Tatsache zu lenken, dass die Reichtümer des Erzbischofs nach offizieller Lesart nicht ihm persönlich, sondern der Kirche gehörten.

Der Erzbischof fuhr fort: »Oldcastle prangert öffentlich angebliche Missstände in der Kirche an und hilft dabei, Wycliffes ketzerische Ideen unter das Volk zu bringen. Es ist ihm gelungen, dass im Parlament ein Gesetz verabschiedet wurde, nach dem alle Gefangenen der Heiligen Mutter Kirche ab sofort unter der Jurisdiktion des Königs stehen. Wir müssen jetzt also zuerst einmal die Zustimmung des Königs erhalten, um Oldcastle anklagen zu können. Aber wie wir wissen, ist der König zu krank, um sie uns zu geben, deshalb müssen wir uns an Prinz Harry wenden.«

»Aber ich dachte, Oldcastle sei ein Freund von Prinz Harry?«

»Das mag schon sein. Aber ich bin der Erzbischof von Canterbury. Und wie sollte der junge Prinz Harry ohne meine Zustimmung je König Henry V. werden? Wir können uns seiner Erlaubnis also sicher sein.«

Und welche Rolle soll ich in Eurem Plan spielen?, fragte sich Gabriel unwillkürlich und wünschte sich plötzlich ganz weit weg.

3



Wir verfügen daher, dass künftig niemand in eigener Verantwortung die Bibel ganz oder in Teilen ins Englische übersetzen darf... wie dieser höchst erbärmliche John Wycliffe verdammungswürdigen Angedenkens, ein Kind des Teufels und ein gelehriger Schüler des Antichrist.

AUSZUG AUS EINEM EDIKT VON THOMAS ARUNDEL,
ERZBISCHOF VON CANTERBURY

Prinz Harry freute sich keineswegs auf die Zusammenkunft, als er mit dem Mann, der bald sein Kanzler werden würde, den Tower verließ und sich auf den Weg zum Lambeth Palace machte. Es war dies das erste offizielle Kirchenkonzil, an dem er teilnehmen sollte, und ausgerechnet an diesem Tag würde er sich verspäten. Er war nach dem Abendessen eingeschlafen und würde wahrscheinlich noch selig schlummern, wenn ihn sein Haushofmeister nicht geweckt hätte. Und dabei hatte er einen so angenehmen Traum gehabt! Um die Wahrheit zu sagen, hätte er aus diesem Traum überhaupt nicht mehr aufwachen wollen.

In seinem Traum war er immer noch Prinz Hal gewesen, nicht Prinz Harry, und schon gar nicht der zukünftige Henry V. Er war wieder mit Merry Jack und der alten Truppe zusammen gewesen. Er und Jack hatten sich in Mistress Quicklys Bierschenke gerade im Armdrücken gemessen, während sich alle anderen um den

Tisch versammelt und sie angefeuert hatten. Der Verlierer würde die nächste Runde Ale bezahlen müssen.

»Schnapp dir den Knirps, Sir John!« Das war Pistols heiseres Knurren gewesen.

»Nein, ich habe auf Prinz Hal gesetzt. Was ihm an Gewicht fehlt, das macht er durch seinen Mut wieder wett!« Bardolph schlug sich, um seine Bemerkung zu bekräftigen, mit der flachen Hand auf den Oberschenkel.

»Passt doch auf! Ihr zerbrecht mir noch die Krüge. Ich rufe gleich den Wachtmeister!« Diese hohe, dünne Jammerstimme gehörte Mistress Quickley.

Es ging hin und her, während sie miteinander rangen, zuerst schien Jack der Stärkere zu sein, dann Hal, dann wieder Jack, bis Hal ganz tief Luft holte und fast –

»Euer Gnaden, Euer Gnaden! Wacht auf! Lord Beaufort wartet auf Euch. Er sagt, dass Ihr in einer Stunde im Lambeth Palace sein müsst.«

Harry öffnete ein Auge und sah, wie sich der aufgeregte Kammerherr über ihn beugte.

Und schon waren diese schönen, fröhlichen Tage von einer Wolke Knoblauchatem verscheucht.

Er öffnete auch das andere Auge, sprang aus dem Bett und zog seine Stiefel an. »Bittet ihn herein.«

Als Beaufort den Raum betrat, hatte Harry bereits sein Wams angelegt. Mit einer Hand schnallte er sich gerade seine Seitenwaffe um, während er mit der anderen nach einem Becher Wein griff.

»Euer Gnaden«, sagte Lord Beaufort, »ich weiß nicht, ob es wirklich eine gute Idee ist, wenn ich Euch begleite. Arundel ist bestimmt nicht begeistert, mich zu sehen.«

»Dann ist das ein Grund mehr, dass Ihr mich begleitet«, entgegnete ihm Harry, nachdem er den Becher in einem Zug geleert hatte. »Der Erzbischof muss lernen, seine Macht zu teilen.«

Gabriel wollte den Erzbischof gerade mit aller gebotenen Vorsicht darauf hinweisen, dass er über keinerlei Erfahrung bei der Jagd

auf Ketzer verfügte – obwohl er sich natürlich außerordentlich geehrt fühlte, dass man ihn zu diesem Konzil gerufen hatte –, als er vor der Kapelle eilige Schritte vernahm. Es war Bischof Flemmynge, den er an seinem feinen Gewand und dem reich verzierten Pektorale erkannte. Er war dem Bischof bisher nur einmal kurz in Blackfriars Hall begegnet und hatte ihn nicht besonders sympathisch gefunden. Seiner Meinung nach war er ein Speichellecker. Der Neuankömmling nahm mit rotem Gesicht gegenüber von Gabriel Platz, während er etwas vom Gedränge auf der Tower Bridge murmelte.

Arundel sah ihn finster an. »Ich denke, Ihr kennt Pater Gabriel schon. Er ist übrigens über dieselbe Brücke gekommen, und wie Ihr seht, war er pünktlich.«

Angesichts dieses versteckten Tadels wurde Flemmynges Gesicht noch eine Spur röter. Er nickte flüchtig in Gabriels Richtung und begann gerade, eine Entschuldigung zu stottern, als er von einem kurzen Hornstoß des königlichen Herolds unterbrochen wurde. Der Ton hallte unangenehm laut in der Krypta wieder. Der Erzbischof und der Bischof sprangen von ihren Stühlen auf. Auch Gabriel erhob sich rasch.

Zwei Männer betraten den Raum.

Der eine von ihnen war der Prinz, der auf dem für ihn reservierten Stuhl mit der hohen Rückenlehne am Kopf der Tafel Platz nahm. Der Mann, der ihn begleitete, stellte sich rechts neben den Stuhl des Prinzen, direkt gegenüber dem Erzbischof.

Gabriel betrachtete den Prinzen unter respektvoll gesenkten Lidern hervor. Er sah in keiner Weise aus wie der junge Taugeichts, über den in den Schenken so viel getratscht wurde. Er wirkte älter, sachlicher. Seine Haare waren, so wie bei einem Mönch, über den Ohren abrasiert. Er trug ein nur mit Knöpfen verziertes Lederwams und dazu passende Strümpfe. Es war das Gewand eines Soldaten. Er räusperte sich und sprach mit wohlmoduliertem – fast geübtem – Ton.

»Erzbischof Arundel, Ihr dürft uns vorstellen. Ihr kennt natürlich unseren ehrenwerten Onkel Henry Beaufort, den Bischof

von Winchester, der auf unsere Einladung hin hier und heute erschienen ist. Wir werden ihn schon bald als Kanzler berufen.«

Der angespannte Blick des Erzbischofs und der rosa Farbton, den seine eingefallenen Wangen plötzlich zeigten, machten mehr als deutlich, dass ihm diese Entscheidung in keiner Weise gefiel. Beaufort war als unehelicher Sohn von John of Gaunts der Onkel des Königs, aber allein die Tatsache, dass er ein Bastard war, hätte in den Augen des Erzbischofs ausgereicht, um ihn aus dem Kronrat auszuschließen. Gabriel hatte bereits gehört, dass es zwischen den beiden böses Blut gab, obwohl er genauere Einzelheiten des Streites nicht kannte und auch gar nicht kennen wollte. Je weniger er sich in die Intrigen am Hofe verwickeln ließ, desto besser. Tatsächlich begann die Begeisterung, die Gabriel anfänglich empfunden hatte, weil man ihn zu dieser erlauchten Versammlung gebeten hatte, langsam zu schwinden. Er hatte angenommen, dass auch mehrere Gelehrte anwesend sein würden, um über den rechten Glauben zu diskutieren, eine Versammlung, die die klügsten Köpfe der Kirche repräsentierte.

»Kanzler? Ähm. Wie Ihr wünscht, Euer Gnaden«, sagte Arundel. Der Blick, den er Beaufort dabei zuwarf, hätte jedoch einen Kohlkopf auf der Stelle welken lassen. »Neben Lord Beaufort« – das Gesicht, das der Erzbischof bei der Erwähnung des Namens machte, ließ vermuten, dass Lord Beauforts Name nach Essig schmeckte – »steht Richard Flemmynge vom Oxford College. Er ist Bakkalaureus der Theologie und von Seiner Majestät, Eurem Vater, beauftragt, die Schriften des verstorbenen John Wycliffe auf ketzerische Gedanken hin zu untersuchen und deren Vernichtung in Angriff zu nehmen.«

Flemmynge trat vor und sank auf ein Knie, wobei seine kunstvollen Ärmel mit ihrem verzierten Saum auf dem Boden schleiften. »Euer Gnaden.«

Gabriel wünschte sich plötzlich ganz weit weg.

»Und zu Eurer Rechten?« Prinz Harry sah ihn direkt an und versuchte ganz offensichtlich, ihn einzuschätzen.

»Euer Gnaden, das ist ein Mönch namens Bruder Gabriel vom

dominikanischen Orden der Predigermönche. Er ist noch jung an Jahren, steht aber schon lange im Dienste der Kirche. Als Abgesandter der Battle-Abtei erhielt er in Rom eine Audienz bei Seiner Heiligkeit und hat jetzt die einzigartige Gelegenheit, sich in Kreisen zu bewegen, zu denen viele niemals Zugang erhalten werden. Während er predigt, hält er seine Augen und Ohren offen und ist stets auf der Suche nach Ketzerei.«

Ganz weit weg!

»Bruder Gabriel also.« Prinz Harry neigte seinen Kopf als kurzen Dank für diese Vorstellung.

Gabriel verbeugte sich verhalten und hoffte dabei inständig, damit dem Protokoll zu genügen.

»Und Ihr habt jetzt also das Horn des Erzengels Gabriel mit der samtene Tasche eines Ablasspredigers vertauscht, die dort an Eurer Taille hängt?«, fragte der Prinz.

Der Erzbischof antwortete an seiner Stelle. »Bruder Gabriel dient der Kirche nicht nur als Prediger und ordinierter Priester, Euer Gnaden, er ist darüber hinaus auch ein höchst seltenes Juwel, er ist ein *echter* Ablassprediger. Mit jeder Seele, die aus der durch Christus und allen Heiligen geschaffenen Schatztruhe Vergebung erlangt, wird auch der Reichtum der Krone gemehrt.«

Eine diplomatische Antwort, dachte Gabriel, die den Prinzen daran erinnerte, dass der Verkauf der umstrittenen Ablassbriefe auch seine Kasse füllte. Die Krone hatte deshalb einen gewichtigen Grund, gegen die Lollarden vorzugehen, da diese gegen eben diese Praxis vehement zu Felde zogen.

»Dann leistet Ihr also einen zweifachen Dienst, Bruder Gabriel. Sowohl Eurer Kirche als auch Eurem König gegenüber.«

»Mein Prinz. Alle, die wir uns hier in diesem Raum versammelt haben: Bischof Flemmynge, Pater Gabriel und auch ich selbst haben uns dazu verpflichtet, die Ketzerei auszumerzen, die auch Euer Vater bereits heftig bekämpfte. Außer natürlich Bischof Beaufort. Ich kann in dieser Sache natürlich nicht für Bischof Beaufort sprechen, da ich nicht weiß, welchen Standpunkt er in Bezug auf die Lollarden vertritt.«

Dies war eine direkte Kampfansage. Prinz Harry antwortete in seinem Namen.

»Als Kanzler wird sich Lord Beaufort ausschließlich mit profaneren Angelegenheiten beschäftigen. Er wird uns beim Krieg mit Frankreich beraten. Heute ist er hier, weil seine Anwesenheit als Erster Berater des Königs bei allen für England wichtigen Angelegenheiten *ex officio* erforderlich ist. Setzt Euch, Mylords, damit wir mit der Diskussion beginnen können.«

Thomas Arundel räusperte sich und übertönte damit das Scharren von Stuhlbeinen und Schuhsohlen und das Rascheln von seidenen Strümpfen.

»Euer Gnaden! Meiner Ansicht nach reicht es in keinem Fall aus, allein die Bauern und die sogenannten Bettelpriester im Auge zu behalten. Die ketzerischen Gedanken der Lollarden haben sich nicht nur bei den Bauern ausgebreitet, bei denen die Vorstellung, dass Gott alle Menschen gleich erschaffen hat, natürlich großen Anklang findet. Auch in den Universitäten und in den Städten können sich die Menschen ohne Angst vor Strafe treffen, um über Wycliffes Schmähreden gegen unsere Heilige Mutter Kirche zu diskutieren oder gar die gotteslästerlichen englischen Bibelübersetzungen zu lesen. Überdies gebührt uns jetzt auch noch die zweifelhafte Ehre, diese Ketzerei in andere Länder getragen zu haben. Der akademische Austausch zwischen Oxford und der Karls-Universität in Prag hat die Lehren der Lollarden auch dort bekannt gemacht.«

»So weit?!«

Auch Gabriel fand das überraschend, aber wenn er genauer darüber nachdachte, war das eigentlich zu erwarten gewesen. Während der Regierungszeit von Queen Anne, die ja aus dem böhmischen Königshaus stammte, war es zu einem ersten Austausch von Gelehrten zwischen der Karls-Universität in Prag und der Universität von Oxford gekommen. Es war deshalb nur logisch, dass sich – vor allem in jenen Anfangstagen – unter den wissenschaftlichen Arbeiten, die man ebenfalls austauschte, auch die eine oder andere Schrift John Wycliffes befunden hatte.

»Dieses häretische Gedankengut breitet sich über das gesamte Heilige Römische Reich aus wie die Pest. Im vorletzten Sommer hat Bischof Zybnek von Prag Wycliffes ketzerische Schmiere-
reien auf dem Marktplatz öffentlich verbrennen lassen und des-
sen Lehren verboten. Aber auch das hat nichts genützt. Ein Ket-
zer namens Jan Hus verbreitet diese Lehren täglich von seiner
Kanzel aus, und die Bewohner von Prag kommen in immer grö-
ßerer Zahl, um ihn predigen zu hören. Wenn wir jetzt nichts
unternehmen, werden wir hier in England schon bald ebensolche
Zustände wie in Böhmen haben.«

Der Prinz sah nachdenklich aus, Arundel zeigte unverhohlen
seine Ungeduld.

Schließlich sagte der Prinz: »Was ist eigentlich so schlimm da-
ran, wenn man die Bibel selbst liest? Bei der Vorbereitung auf
meine Regentschaft – unter der Anleitung des Erzbischofs in
allen Fragen des Glaubens – habe ich oft gedacht, dass ich die Bibel
gern selbst lesen würde, allerdings würden meine ungenügenden
Lateinkenntnisse dies mehr zur Last als zu einer Freude machen.«

Gabriel hörte, wie jemand tief Luft holte, und hoffte inständig,
dass er das nicht selbst gewesen war. Arundels Gesicht nahm die
Farbe von Galle an. Gabriel zuckte zusammen, als der Erzbischof
mit der Faust auf den Tisch schlug.

»Ich werde Euch sagen, wieso, Euer Gnaden. Wenn die unge-
bildeten Massen die Bibel lesen, führt das zur Rebellion. Ihr seid
noch zu jung, um Euch an den Aufstand von einundachtzig zu er-
innern. Ich jedoch erinnere mich noch ganz genau. Damals hatten
ungebildete Bauern ihr mangelhaftes Verständnis der Heiligen
Schrift als Rechtfertigung dafür verwendet, das Eigentum ihrer
Herren zu plündern oder zu brandschatzen. Auch Euer Vater wird
sich noch an diese Unruhen erinnern. Fragt ihn! Fragt Henry Bo-
lingbroke, wie es damals war, als der Pöbel den Savoy Palace
niederbrannte, den Erzbischof enthauptete und den jungen König
Richard mit einem Marsch auf London erpresste. Warum wohl
hat Euer Vater keine Mühen und Kosten gescheut, um diese Ket-
zerie auszumerzen? Euer Gnaden, glaubt Ihr wirklich, dass die